



Sein Block: Im Driescher Hof, einem Stadtteil von Aachen, in dem der Hartz-IV-Bezug eher die Regel ist als die Ausnahme, kennt Adil sich aus.

Als Adil erwachsen wurde

In einem armen Milieu aufzuwachsen war schon schwer. Dann kam auch noch die Pandemie dazu. Über das jähe Ende einer Kindheit.

Von *Philipp Krohn, Andreas Nefzger (Text)*
und *Daniel Pilar (Fotos)*

Einmal, als Adil nach Berlin gereist ist, darf er sich fühlen wie ein reicher Mann. Er ist auf einer Art Roadtrip, mit dem 9-Euro-Ticket von Aachen nach Berlin. 1,79 Euro in der Tasche, fünf Äpfel im Rucksack, sechsmal umgestiegen. In der Hauptstadt eine Gefühlsexplosion. Das Brandenburger Tor, ein Dudelsackspieler, Dragqueens auf dem Christopher Street Day. Schließlich ist Adil, seit achtzehn Stunden unterwegs, auf der Suche nach einem Ort zum Pinkeln und findet ihn in so nices Hotel.

Die Lounge habe „funny“ ausgesehen, sagt er später: ein Kronleuchter, eine Statue, irgendwie griechisch. Vor dem Klo hängt ein Gemälde. „Ich habe noch nie eine so geile Toilette gesehen“, sagt Adil, „noch nie ein so nices Hotel.“

Adil ist während der Pandemie volljährig geworden. An seinem achtzehnten Geburtstag hat er gearbeitet. Er wollte sich nur mit Snacks und seinen besten Freunden auf eine Decke im Park setzen, wegen Corona hat es aber nicht einmal dazu gereicht. In die Hauptstadt zu fahren, mit seinem Kumpel Abdullah, das ist jetzt sein Trip. Als Adil sich die Hände abtrocknet, wundert er sich über die dicken Papiertücher. Die will er seinem Freund zeigen, der gekniffen hat und draußen wartet, und bringt ihm eines mit. Dann tauchen sie wieder ab ins Leben von Berlin. Endlich wieder Freiheit. Wegen Corona: lange nicht denkbar. Ohne 9-Euro-Ticket: unbezahlbar.

Adil ist ein Kind aus dem Driescher Hof, einem armen Stadtteil im Südosten Aachens. Sechsviertelzig Prozent Hartz-IV-Bezug, hoher Migrantenanteil, dürftige öffentliche Infrastruktur. Kinderarmut ist hier eher die Regel als die Ausnahme.

Die vergangenen zweieinhalb Jahre in Adils Leben handeln nicht nur davon, wie die Pandemie den Alltag von Jugendlichen durcheinandergewirbelt hat, sondern auch vom Aufwachen in Armut in einem reichen Land. Von der besonderen Kraft, die arme Kinder bisweilen aus den schwierigen Lebensumständen ziehen, in denen sie aufwachsen. Aber auch von den vielen Falltüren auf ihrem Weg.

Adil ist Linkshänder und wechselt häufig seine Haarfarbe. Er trägt Zahnsperre und Glitzerohrringe, gerne auch Trenchcoat und Basketballtrikots. Krau-

se Gedanken, ansteckendes Lächeln. Wenn er spricht, wechselt er manchmal unwillkürlich ins Englische und beurteilt sein turbulentes Leben mit fast aphoristischen Floskeln: „You know, sometimes you have to spread your wings and fly.“ Armut würde er das selbst nicht nennen, worin er steckt, es ist halt sein Leben.

Einer der wichtigsten Orte für Adil steht im Herzen des Aachener Stadtteils und heißt in Anlehnung an diesen „D-Hof“, aber alle sprechen nur von der „OT“ – der Offenen Tür für alle von sechs bis siebenundzwanzig. Ein flacher Klinkerbau aus den Achtzigerjahren. Hinten ein großzügiger Garten mit Hochbeeten zum Gemüseanbau und einem Gerüst für Fitnessübungen. Im Erdgeschoss mittendrin eine offene Küche, wo immer frisch gekocht wird. Daneben Zimmer zum Chillen, Playstationspielen, Boxen, Tanzen. „Wir versuchen, die Welt für unsere Kinder größer zu machen“, sagt Leiterin Sandra Jansen, eine zupackende Sozialpädagogin mit roten Locken und überquellendem Enthusiasmus. Für viele der Kinder ende die Welt an der Trierer Straße, der großen Ausfallstraße, die das Viertel begrenzt.

Adil hat hier Kegeln, Kickern, Billardspielen und Nähen gelernt. Mit der Einrichtung ist er zum ersten Mal ins Theater gegangen. Hier hat er zum ersten Mal auswärts übernachtet und zum ersten Mal Essen bestellt. Es war Pizza, alle erinnern sich noch daran, Adil konnte sich ewig nicht entscheiden, weil er das nicht kannte: die Wahl zu haben. Mit der OT war Adil auch zum ersten Mal am Meer. Mit acht, neun oder zehn? So genau weiß er das nicht mehr. Ganz genau erinnert er sich aber an die Möwen: Sie hatten es auf sein Brötchen abgesehen.

Adil hatte vorher noch nie Möwen gesehen, also wusste er nicht, wie er reagieren sollte. Er nennt es „Das Möwen-Fiasko“.

Wenn Adil Geschichten über die Einrichtung erzählt, sind sie meistens lustig und hängt in Eisdielen ab, am liebsten da, wo er aus der Nummer wieder heil rauskommen sollte. In diesen Geschichten klingt an, dass der Ort nicht nur dafür da ist, schöne Tage zu bereiten, sondern auch dafür, schlechte Tage abzufedern.

Umgekehrt erzählen sie auch in der OT viele Geschichte über Adil, sie kennen ihn schließlich schon ewig. Als er das erste Mal in die Einrichtung kam, sahen die Mitarbeiter seine kaputten Schuhe. Ein Anruf bei der Mutter, die sofort beleidigt war, weil sie sich ja kümmert. Kurz darauf kam sie mit einem Wäschekorb voller Schuhe an. Von wegen, Adil habe keine Schuhe.

Adils Mutter ist aus Togo eingewandert. Er ist in Aachen geboren und hat die meiste Zeit seines Lebens im Driescher Hof verbracht. Bei unserem ersten Treffen, im März in der OT, wohnt er noch ein paar Schritte weiter bei seiner Familie. Sechs Stockwerke Waschbeton, sechszwanzig Parteien, direkt an der Trierer Straße. Zu sechst leben sie in vier Zimmern: die Mutter mit einer Tochter und vier Söhnen, alle zwischen vierzehn und neunzehn Jahre alt. Eine ältere Tochter wohnt in London. Einen Vater gibt es auch, aber nicht in Adils Leben. Seine Mutter bezieht Hartz IV.

Adils Kindheit würde man gemeinhin schwer nennen. Sein hervorsteckender Wesenszug ist, dass er viele Dinge leichtnimmt. Ein ausschweifender Erzähler, der

es mag, wenn ihm die Leute zuhören, und der gern etwas dick aufträgt – zumindest, solange es nicht zu persönlich wird. Er posiert gerne für seine bald zweitausendvierhundert Instagram-Follower und hängt in Eisdielen ab, am liebsten da, wo sein Kumpel Abdullah nach einer ihrer bescheuerten Wetten das Wasser aus einer Blumenvase getrunken hat. Hausaufgaben macht er vorzugsweise im „Starbucks“.

Termine mit ihm laufen selten nach Plan. Aber auch das ist Adil: Den D-Hof besucht er inzwischen nicht mehr als Kind, sondern als ehrenamtlicher Helfer. Wo es gerade passt, verdient er sich außerdem Geld dazu, als Lagerist, Hausmeister, Barkeeper. Er ist ein leidenschaftlicher und guter Sänger (noch etwas, das er vielleicht nicht wüsste, hätte er es nicht einfach an der Playstation der OT ausprobiert). Er besucht die elfte Klasse einer Gesamtschule und will Abitur machen. Berufsziel: Molekularbiologe. Wenn es im Unterricht um Osmose und Diffusion geht, sagt Adil, dann könne er mehr dazu sagen als die anderen.

Wer Adil im dritten Jahr mit Corona für ein paar Monate begleitet, bekommt ein Gefühl dafür, warum es Jugendliche in der Pandemie schwerer haben als Erwachsene, auch wenn Politiker nur selten von ihnen reden. Und warum es Jugendliche aus prekären Verhältnissen noch mal besonders schwer haben. An diesem Tag im März lässt sich sagen, dass Adil und seine Familie in der Pandemie getaumelt sind, aber nicht gestürzt. Anders als bei vielen anderen fängt der Stress für sie aber im dritten Jahr erst so richtig an.

Sozialarbeiterin Jansen kann schon jetzt mehr kleine und große Pandemie-Dramen erzählen, als ihr lieb ist. Das Mädchen, das klagte, so könne es un-

möglich einen Typen finden. Der Junge, der, zu Hause eingesperrt, mit dem Reden aufhörte. Die Väter, die der Reihe nach in Kurzarbeit geschickt wurden. Die Mutter, die irgendwann sagte: Ruft bitte das Jugendamt an.

Während der Lockdowns musste auch die OT schließen. Sie verlegten sich darauf, Essenstüten auszugeben, damit die Kinder wenigstens noch etwas Vernünftiges zu sich nehmen. Inzwischen laufen die meisten Angebote wieder, wenn auch eingeschränkt. Von einem Ende der Pandemie will Jansen aber längst nicht reden. „Wir sind noch mittendrin“, sagt sie. „Ich kann überhaupt nicht sagen, was es mit unseren Jugendlichen gemacht hat, dass sie zwei Jahre ihres Lebens in Abgeschiedenheit verbracht haben.“

Kinderarmut ist facettenreich. Sprechen Forscher über das Thema, ist das geringe Einkommen nur ein Teil davon. Sie beobachten verschiedene Lebenslagen: Wohnen Kinder beengt oder an viel befahrenen Straßen? Welches Verhältnis haben sie zum Lernen? Gibt es gesundheitsschädigende Faktoren? Als mehrdimensionaler, kindbezogener Armutsansatz ist das in der Forschung bekannt. Echte Resilienz, also die Fähigkeit, Krisen zu bewältigen, hängt von allen Dimensionen gleichermaßen ab. Das klingt theoretisch. Aber es hilft zu verstehen, warum Corona arme Kinder härter erwischt hat als jetzt die Inflation. Und warum im Leben von Jugendlichen wie Adil jeder Fortschritt zerbrechlich ist.

Wie sich Corona auf die Armut insgesamt ausgewirkt hat, ist nicht leicht zu erfassen, sagt Markus Grabka. Als Direktoriumsmitglied des Sozio-oekonomischen Panels, der größten und am längsten laufenden multidisziplinären Langzeitstudie in Deutschland, bereitet er Daten auf, um ein klares Bild von Arm und Reich in Deutschland zu bekommen. Eltern in armen Haushalten konnten demnach seltener von zu Hause aus arbeiten und blieben im Schnitt länger in Kurzarbeit. Als diese zurückgefahren wurde, ging das nicht einher mit einem entsprechenden Beschäftigungsaufbau. Doch Kurzarbeitergeld und Kinderbonus federnten vieles ab. „Im Hinblick auf Kinderarmut hat Corona keine Verwerfungen gebracht“, bilanziert Grabka. „Nimmt

Fortsetzung auf der folgenden Seite

FORTSETZUNG VON SEITE 9

Als Adil erwachsen wurde

man aber andere Dimensionen wie Bildung oder Gesundheit hinzu, wird man Belege finden.“

An der Uniklinik Hamburg-Eppendorf haben sie ein recht genaues Bild von den Verwüstungen, die Corona in der Psyche von Kindern und Jugendlichen angerichtet hat. Seit Sommer 2020 fragen dort Forscher für die COPSY-Studie Kinder und Eltern nach ihrem Wohlbefinden; gerade werten sie die vierte Welle aus. Bis zu einem Drittel aller Heranwachsenden hatte demnach im Laufe der Pandemie mit psychischen Belastungen zu kämpfen; noch immer ist der Wert deutlich höher als vor Corona. Besonders betroffen sind jene aus prekären Verhältnissen: „Die Risikogruppe hat ein drei- bis viermal so großes Risiko, unter psychischen Auffälligkeiten wie Depressivität oder Angstsymptomen zu leiden“, sagt Studienleiterin Ulrike Ravens-Sieberer.

Die Professorin will ihre Ergebnisse nicht schwärzer malen, als sie sind. Längst nicht jede Auffälligkeit entwickle sich zu einer Krankheit: „Sehr viele Kinder werden das gut schaffen.“ Sorgen bereitet ihr aber die Risikogruppe: „Kinder, die nicht aufgefangen werden können, deren Sorgen nicht ernst genommen werden, weil die Eltern vielleicht selbst Sorgen haben, die kommen da viel schwerer wieder raus.“

Dass es in Adils Familie bislang nicht schiefgegangen ist, hat in seinen Augen viel mit seiner Mutter zu tun. Eine „saucocole Socke“ sei die. Adil erinnert sich an sie als eine Frau, die früher schon immer alles im Blick hatte. Wenn der Eiswagen hielt, musste sie den Kindern nichts kaufen, weil sie Snacks dabei hatte. Wenn Adil dachte, er brauche mal wieder neue Klammern, hatte sie schon welche besorgt und zog sie aus dem Schrank. Wie das manchmal so ist mit Erinnerungen aus der Kindheit, beschreibt Adil sie noch immer mit dem Blick des Kindes, voller Bewunderung. Nicht mit dem Blick des Erwachsenen, der ahnt, dass das Immer-alles-parat-Haben eine Strategie war, damit sich die Kinder nicht arm fühlen müssen.

Auch für die harten Monate der Pandemie hatte Adils Mutter eine Strategie. Wenn Streit und Krach ausbrachen in der engen Wohnung, trommelte sie die Kinder zusammen. Alle mussten ihre Handys weglegen und zuhören. Dann erzählte sie Geschichten von früher. „Die ersten Male dachten wir, das ist voll strange, aber es hat geholfen“, sagt Adil. „Danach war alles wieder harmonisch.“

Nötig war das vor allem, als die Schulen geschlossen hatten. Wenn Adil über diese Zeit spricht, werden seine Sätze kürzer als sonst. Er und sein älterer Bruder saßen für den Unterricht im selben Zimmer. „Das war kompliziert, er hat die ganze Zeit geredet, ich habe die ganze Zeit geredet.“ Adil wiederholte in dieser Zeit die elfte Klasse, weil er ein Jahr lange fast durchgehend die Schule geschwänzt hatte. Mit Corona hatte das in seinen Augen aber nichts zu tun: „Das Problem war ich selber, ich war in dieser Phase mit den falschen Leuten unterwegs, wusste nicht, was ich will.“ Anders bei einem seiner Brüder, der die achte Klasse wiederholen musste: „Corona war ein Faktor“, sagt Adil.

Die Lücken, die Corona in die Bildungsbiographien von Schülern gerissen hat, sind wissenschaftlich gut belegt. Was viele Studien gemeinsam haben: Sie zeigen, dass nicht alle Kinder gleichermaßen betroffen sind. „Wir sehen auf breiter Front, dass die Schulschließungen ohnehin benachteiligte Kinder besonders getroffen haben“, sagt Ludger Wößmann, Leiter des Ifo Zentrums für Bildungsökonomik in München.

Der VWL-Professor rechnet nicht damit, dass sich die Lücken bei Kindern aus prekären Verhältnissen wieder schließen lassen. Wie viele Bildungsforscher ist er der Meinung, dass etwa das Milliard-Program „Aufholen nach Corona“ gar nicht bei den Kindern ankommt, die es besonders nötig hätten. Er sagt: „Viele der Kinder, die ohnehin schon auf der Kippe standen, werden ohne qualifizierten Berufsabschluss bleiben und Schwierigkeiten haben, einen Ausbildungsplatz zu finden.“

Noch eine Facette der Armut zeigt sich in Adils Leben. Während der Pandemie hatte er mit seinem Gewicht zu kämpfen. Als es losging, war er schon übergewichtig, wog hundertfünfzehn Kilo. Er fühlte sich nicht mehr wohl damit und aß fast nichts mehr. Er nahm schnell ab, dann aber umso schneller wieder zu. Hundertsechunddreißig Kilo waren es dann im vergangenen Herbst. Erst der zweite Anlauf klappte. Inzwischen wiegt Adil knapp neunzig Kilo. Dehnungsstreifen am ganzen Körper erinnern noch an seine frühere Fülle.

Dass Adil es geschafft hat, sagt mehr über ihn aus als über die Lage im Land, wie Freia De Bock berichten kann. Laut der Kinderärztin und Professorin für Versorgungsforschung im Kindes- und Jugendalter an der Universität Düsseldorf haben die gesundheitlichen Probleme von Kindern aus armen Verhältnissen in der Pandemie enorm zugenommen. So habe die Schuleingangsuntersuchung in Hannover im Jahr 2021 gezeigt, dass der Anteil der Kinder mit Übergewicht nur in einer von drei Haushaltsgruppen stark zugenommen hatte: der mit dem niedrigsten Bildungsniveau.

De Bock stellte außerdem fest, dass Angebote wie Ergotherapie oder Logopädie in der Pandemie zu einem Viertel weniger in Anspruch genommen wurden. „Es ist anzunehmen, dass nur die Resilienteren oder die mit ausreichender Gesundheits- und Organisationskompetenz blieben“, sagt sie. In ihren Augen ein großes Problem: „Die frühe Kindheit ist sehr wichtig: Wenn in dieser Zeit Fähigkeiten nicht erworben werden, passiert es auch später nicht mehr.“

Ende Mai in Aachen. Die OT lädt zur Übernachtungsparty. Doch Corona



Sechs Geschosse Waschbeton: Hier wohnte Adil bis zum Sommer mit seiner Familie. Dann wurden sie von Schimmelbefall vertrieben.

Ohne Musik wäre sein Leben grau, sagt Adil: In der Jugendeinrichtung OT gibt er Praktikantin Baki Singtips.

schlägt wieder einmal zu, jemand aus der Einrichtung hat sich infiziert. Aus einer ganzen Nacht wird ein langer Abend. Adil ist als Helfer dabei und teilt Pizza aus. Auch ein Quiz gibt es, das gehört in der Einrichtung zu jeder guten Feier. Nichts Schwieriges, etwas, bei dem jeder gewinnen kann. Wer kann den höchsten Turm aus Zeitungsbältern bauen? Wie viele Türen hat die OT?

Irgendwann zieht sich Adil mit der Praktikantin Baki zurück. In den Keller, zur Gesangsanlage im Diskozimmer. Sie singt ebenfalls und will von ihm lernen. Adil nimmt das Mikrofon in die Hand. Feste Stimme, schönes Vibrato. Dann singen sie zusammen. „Titanium“ von David Guetta. „You shoot me down, but I won't fall / I am titanium.“ Auf dem Höhepunkt des Songs strauchelt Baki. Adil sagt, sie habe zu viel Angst, ihre Hand zittere. Er singt es ihr vor und



macht ihr Mut. Wenn es um seine Leidenschaft geht, ist Adil nicht der „Kindskopf“, als den er sich selbst bezeichnet.

Ohne Musik wäre sein Leben grau, sagt Adil. Gerade hat ihm seine Stimme einen kleinen Erfolg eingebracht. Er hat in der Castingshow „Deutschland sucht den Superstar“ vorgesungen. „Easy on Me“ von Adele: „There ain't no gold in this river / That I've been washin' my hands in forever.“ Damit hat er es in die zweite Runde geschafft, bald soll er nach Köln fahren und noch mal vorsingen. „Pass auf dich auf, Adil“, sagen sie in der



Sein „safe space“: Seit Kurzem wohnt Adil in einer WG. Einer seiner beiden Mitbewohner ist Justin (oberes Bild).

Treffen in der Eisdiele: Am liebsten da, wo sein Kumpel Abdullah mal Wasser aus einer Vase trank (unteres Bild).

gewonnen“, ruft Adil, als seine beiden Mitstreiterinnen die ersten Attribute jenseits von gelb und sauer einfallen.

Später gibt es noch ein Quiz, natürlich. „Darf ich der Anführer sein?“, fragt Adil und schnappt sich für sein Team Klemmbrett und Stift. Er ist mit einem Vereinsvorstand im Team und redet mit ihm wie mit einem Kumpel. „Hey Leute, wir haben jemanden aus dem Vorstand hier“, ruft er. Trotz guten Starts verliert sein Team, die „Schlaufüchse“, und muss deshalb etwas Nettos über die andere Gruppe sagen. Adil trägt vor: „Ihr habt nie aufgegeben, obwohl wir besser waren.“

Als sich die Hitze des Tages legt, bauen sie im Garten ein Buffet auf. Adil, eine beige Schiebermütze auf dem Kopf, setzt sich auf die Wiese, schnell bildet sich ein Kreis um ihn. Alle lachen über seine Anekdoten von einem missglückten Haarfärbversuch: erst Blond, dann Filzstift-Orange, jetzt ein seltsames Grau. Eigentlich will Adil heute noch zum Friseur und es reparieren lassen. Aber er kriegt keinen Termin. „Morgen sein erster Schultag, alle wollen gut aussehen.“

Dann erzählt er von Berlin. Die Eindrücke sind noch ganz frisch. Abfahrt kurz vor Mitternacht, erster Halt in Dortmund: schöne Stadt. Danach folgen Bielefeld (hässlich) und Hannover („so grau“). Schließlich die Hauptstadt: „voll impressive“. Allein der Hauptbahnhof, schwärmt Adil, sei doppelt so groß wie das Aquis Plaza, das große Einkaufszentrum in Aachen. „Das Beste in Berlin sind die Menschen“, sagt er. Der Mann im Kilt, der Dudelsack spielte. Die Fremden, die er in einen Dance Battle verwickelt hat. „Da sind Leute unterwegs, die stechen heraus“, sagt Adil. „Ich mag das, aus der Reihe zu tanzen.“ In einer unübersichtlichen Anekdote schildert er dann, wie er auf einer Kirmes am Alex unter Beteiligung eines Australiers und einer Hutverkäuferin einen Apfel über verschlungene Wege in die Schiebermütze getauscht hat, die er jetzt trägt. „Das wäre in Aachen nie passiert.“

Am Eingang kreuzt Daniel auf, ein alter Freund aus Realschulzeiten, und setzt sich dazu. Schlank, Nickelbrille, Flaum unter der Nase. Sie reden über Musik und das Leben. Daniel studiert jetzt Angewandte Geographie in Aachen. Was er damit machen könne, will Adil wissen. „Straßen planen.“ Und werde er dann bei der Stadt arbeiten, sogar als Beamter vielleicht? „Ich denke schon, aber so tief habe ich mich da noch nicht reingedacht“, sagt Daniel. „Inshallah“, sagt Adil, so Gott will.

Was man Adil nicht anmerkt, als er so unbeschwert auf der Wiese sitzt: Die vergangenen Monate haben Spuren hinterlassen. Zur nächsten Runde von „Deutschland sucht den Superstar“ fuhr er nicht hin. Auch in der Schule gerieten die Dinge durcheinander. Die Geschichte ist verwickelt, Adil erzählt sie so: Weil er in den schwierigen Monaten oft fehlte, soll er die Elfte wiederholen. Weil er die Klasse schon zweimal gemacht hat, geht das auf der Gesamtschule aber nicht mehr. Endgültig entschieden ist die Sache noch nicht. Am nächsten Tag soll er erst mal in seine alte Schule kommen. Seine Lehrer wissen dann vielleicht mehr.

Inzwischen schläft Adil nicht mehr bei seinem Freund auf der Couch. Zu seiner Familie ist er aber nicht zurück. Ein paar Wochen vor dem Workshop in der OT ist er in ein Zimmer in einer Dreier-WG gezogen. Eine Wohnung der Evangeli-

schen Jugend- und Familienhilfe, in einem in die Jahre gekommenen Wohnblock an den Bahngleisen. Adil teilt sich die Wohnung mit zwei anderen Jungs. Regelmäßig schaut eine Sozialarbeiterin vorbei.

Ein Schnellkurs im Erwachsenwerden war die Zeit für Adil. Er führt jetzt Kalender. „Ich weiß inzwischen, dass die Sachen irgendwann über einem zusammenbrechen, wenn man sich nicht kümmert“, sagt er. Andererseits fiel Adil zurück in seine alte Rolle in der OT. Aus dem jungen Mann, der Halt gibt, wurde wieder der Junge, der Halt findet. Sie telefonierten für ihn herum, organisierten das WG-Zimmer.

Wäre es anders gekommen, wenn Corona nicht gewesen wäre? Hätte Adils Familie, wenn sie nicht zweieinhalb Jahre Pandemie hätte durchstehen müssen, noch genug Reserven gehabt, um dem Schimmel zu trotzen? Das ist schwer zu sagen. Der Moment, an dem Adils Geschichte aufhört, die Geschichte eines Jungen in der Pandemie zu sein, und zur Geschichte eines Jungen wird, dem im Leben nichts geschenkt wird, ist nicht eindeutig auszumachen.

So ist das oft bei Menschen, die weniger haben als die meisten anderen: Die Schwierigkeiten in der Schule, die schlechtere Gesundheit, die ganzen anderen Ungleichheiten – alles war vorher schon da. Das Virus hat sie verstärkt, auch sichtbar gemacht. Aber sie werden bleiben, wenn das Virus besiegt ist.

Am Ende der Pandemie wird sich die Gesellschaft deshalb auch fragen müssen, ob sie die richtigen Lehren daraus gezogen hat. Bildungsökonom Wößmann hätte sich gewünscht, dass Corona ein Weckruf wird, um Ungleichheit anzugehen. Stattdessen: Rückkehr zur Normalität. Psychologin Ravens-Sieberer wartet auf Konzepte für die Risikogruppe, ohne sie zu sehen. Und Ärztin De Bock schlägt vor, Schuleingangsdaten endlich zu erfassen, um Ressourcen für Kinder gezielter einzusetzen.

Der erste Schultag. Adil beginnt ihm wie die meisten anderen Schultage auch. Viel früher als nötig steht er auf und fährt mit dem Bus durch das noch dunkle Aachen, Musik auf den Ohren. „September“ von Earth, Wind and Fire läuft. Über die Band hat er am Abend mit Daniel gesprochen. „Ba-dee-ya, dancin' in September“, singt Maurice White. „Ba-dee-ya, never was a cloudy day.“

Die Flure in der Schule sind noch leer, als Adil ankommt. Er setzt sich in eine abgelegene Ecke im zweiten Stock, an demselben Tisch wie immer. Das hat er sich vor einiger Zeit so angewöhnt. In der Stille kann er machen, wozu ihm sonst der Raum fehlt: Nachdenken, Hausaufgaben, Singen. Auch heute singt er.

So erzählt Adil es kurze Zeit später in seinem WG-Zimmer. Lange war er nicht in der Schule. Seine Lehrerin konnte ihm am Morgen auch nicht sagen, wie es weitergeht, also ist er wieder nach Hause gegangen. Adil ist trotzdem gelassen. „Wenn man hinfällt, muss man aufstehen, seine Schürfwunden abwischen und weitermachen“, sagt er. Am nächsten Tag will er sich zwei Schulen anschauen, an denen er erst mal Fachabi machen müsste. Molekularbiologie könne er so immer noch werden.

In ein paar Tagen wird Adil Bescheid bekommen, dass er auf seiner alten Schule bleiben darf. Sogar zum Schulsprecher wird er gewählt. Für den Moment vertreibt er sich die Zeit, indem er sein bisheriges Leben sortiert. Er hat ein Fotoalbum angelegt, je eine Doppelseite für besondere Menschen. Auch die Wand über dem kleinen Sofa hat er mit Fotos tapeziert. Viele zeigen seine Familie. Es wirkt wie ein Portal in sein altes Leben. „Das Geilste ist, dass das mein safe space ist, ich bin alleine, wenn ich will“, sagt Adil über sein Zimmer, das gerade groß genug für das Nötigste ist. Er sagt aber auch: „Sosehr mich das früher auch abgefickt hat, es war immer jemand da.“

Am Nachmittag muss Adil noch mal raus, er hat einen Termin mit Marina Fückner, einer jungen Sozialpädagogin von der Jugendhilfe. Es ist noch Budget übrig, sie wollen davon einen Fernseher für sein Zimmer kaufen. Auf dem Weg in die Innenstadt kommen sie an einem Asia-Imbiss vorbei, Adil sagt: „Da hole ich mir immer scharfe Nudeln, Sie würden sterben.“

Als der Fernseher gekauft ist, gehen die beiden noch ein Eis essen. Adil überredet Fückner, die weite Strecke zu seiner zweitliebsten Eisdiele zu fahren, bis nach Laurensberg, wo er bei Milad gewohnt hat. Fückner fragt ihn im Auto, ob er die Kleiderpauerschale schon beantragt hat. Adil sagt, er habe mit der E-Mail angefangen, aber nicht gewusst, wie er es formulieren soll. Fückner erklärt es ihm. In der Eisdiele empfiehlt Adil dann Minzeis. „Früher dachte ich immer: Minze? Heute weiß ich: Minze ist der Shit!“

Auf der Rückfahrt wird es still im Auto. Adil schaltet durch die Radioprogramme. Nur Rauschen oder schlechte Songs. Bei Bruno Mars bleibt er schließlich hängen. Er dreht lauter und singt mit: „I've been locked out of heaven for too long.“